

Das Bett

Von Felix Dänger.

Die Geschichte ist lehrreich, ich muß sie erzählen, es wäre Sünde, wenn ich sie verschwiege. Es höre, wer zu hören geneigt ist, die anderen mögen sie nicht lesen!

Frau Kluge hatte ein Bett. Natürlich hatte sie noch andere Betten außer diesem; zwei Ehebetten, zwei Kinderbetten, ein Dienstbotenbett. Um eines von diesen handelt es sich hier, sondern um eines, das ganz und gar nicht zu Art und Zweck der anderen paßt. Es war alt, braun, unmodern, es war des Gatten Junggesellenbett, von ihm in die Ehe mitgebracht. Es war hart wie Granit. Beliebte Gäste mit Dauerstuhlsabsichten wurden darauf gebettet. (Andern blühte die mollig weiche Chaiselounge) Frau Kluge war es ein Dorn im Auge, ein Stillescher in ihrer stollen Wohnung, im Unterbewußtsein Gegenstand der Eifersucht auf des Gatten selige Junggesellenzeit. Sie war ja großzügig genug zu wissen, daß alle Männer Engel sind, nach dem Höllensturz, nur erinnert wollte sie nicht immer wieder daran werden. Indes der Gatte dann und wann mit zärtlicher Handfläche über die Polsture des alten Möbels strich. Diese Handbewegung allein war schon halber Ehebruch. Das Bett mußte hinaus.

Ein Händler bot — es war im ersten Kriegsjahr — zehn Mark für Bettgestell inklusive Granitmatratze. Er wurde höhnisch abgewiesen. Ein kriegsgetrautes Pärchen aber, das im unteren Stockwerk wohnte, bot zwanzig. Der Kauf wurde perfekt, Frau Kluge atmete auf und war glücklich. Nur war jetzt an Stelle des Bettes ein leerer Platz im Zimmer. Dort hin mußte eine Ottomane kommen. Eine Ottomane aber kostete zurzeit viel Geld, also war Frau Kluge wiederum unglücklich.

Als der Storch sich bei dem Kriegspärchen eingestellt hatte, ging Frau Kluge hinunter gratulieren. Ein entzückendes Schlafzimmer empfing sie, silbergraue Betten und Kästen, eine breite Ottomane mit grauem Ueberwurf. Sie suchte das Bett, ihr Bett und fand es nicht. Sie konnte die Frage nicht unterdrücken, wo es hingekommen sei. Da gestand die junge Frau errötend, daß sie es für fünfzig Mark verkauft habe, die Preise waren eben inzwischen gestiegen. Bloß die Matratze habe sie behalten und für zwanzig Mark Holzfüße in sie einschrauben lassen. Frau Kluge starrte auf ihr, es sei jetzt ihre Ottomane.

Frau Kluge erblähte. Sie starb innerlich, dann lächelte sie, dann lächelte sie liebenswürdig erstaunt, dann erhob sie sich rasch, als sei die Ottomane glühendes Eisen geworden und empfahl sich eilig, als habe sich die Ottomane in ein wildes Tier verwandelt, das sich auf sie stürzen wollte. Zu Hause schlug sie sich vor die Stirn: das Ei des Kolumbus, ihre Ottomane, warum war sie nicht auf diese Idee gekommen? Der leere Fleck, wo das Bett gestanden, grinst sie hönisch an. Der Gatte hatte böse Zeiten: warum hatte die Vielät vor seiner Jugend ihn nicht gehindert, sie das Bett verkaufen zu lassen. Dieser Vorwurf war logisch und sicherlich berechtigt.

Die Ottomane verfolgte sie. Sie sah sie im Wachen und Träumen, alle Betten, verwandelten sich ihr in Ottomane, sie sah sie durch die Wände hindurch in der Wohnung des jungen Paares, perlgrau, breit, unverschämt ausladend und einladend. Und sie rechnete: zwanzig Mark hat sie das Bett gekostet, fünfzig Mark hat sie für das Bettgestell bekommen, zwanzig Mark haben sie die Füße gekostet, folglich, es war nicht auszudenken, hatte sie eine Ottomane gratis und noch fünf Mark dazu. Frau Kluge kochte vor Zorn über die Findigkeit ihrer Hausgenossen, sie erblähte vor Scham über ihre hier bewiesene Phantasielosigkeit (obwohl sie sonst Phantasie für sechsundzwanzig besaß), und sie grämte sich, wirklich, sie grämte sich und wurde blaß und schmal. Ihr Gatte hatte böse Zeiten. Plötzlich wurde der junge Ehegatte in einen anderen Dienstort versetzt. Haß über Kopf mußte der Haushalt aufgelöst, die Möbel verkauft werden, da die Ueberstuhlskosten zu hoch waren. Frau Kluge stürzte hinunter, die Ottomane zu erwerben. Sie rechnete: zwanzig Mark die Füße, fünf Mark dazu, sie konnte von Aufregung nicht abdiereu. Blitzschnell trachte ein Plan in Frau Kluge auf. Die junge Frau mußte den Händler anklagen, sagen, daß die Ottomane nur entlehnt gewesen sei, die Eigentümerin verlange sie jetzt zurück, der Kauf müsse annulliert werden. Frau Kluge hielt die zweite Muschel am Ohr, der Händler

blieb unerschütterlich, unbedrohbar, unerbittlich. Frau Kluge stürzte zum Händler, sie bietet 30 Mark, sie bietet 40, sie bietet 60 Mark. Der Händler lächelt ironisch und verlangt, kaum wage ich es zu berühren, es ist im vierten Kriegsjahr, 360 Mark. Frau Kluge fällt in Ohnmacht. Der Händler, um sie wieder zur Besinnung zu bringen, beginnt die Vorzüge der Ottomane anzupreisen; prima Leinenüberzug, 70 echte Kupfersprungfedern, die allen das Geld wert seien. Aber das Gegenteil seiner Bemühungen geschieht: Frau Kluge wird noch ohnmächtiger, als sie schon ist. Aus tiefstem Mitleid läßt der Händler zehn Mark nach.

Die Geschichte endet damit, daß Frau Kluge die Ottomane für 350 Mark ersteht, sie für 20 Mark in ihre Wohnung schaffen läßt, sie an jenem Platz aufstellen läßt, sie an jenem Platz aufstellen läßt, wo das arg geschmähte, für 20 Mark verkaufte Junggesellenbett des Gatten gestanden hat, und 'hrom spottenden Gatten einen Riesentrach macht. Dann fühlt sie sich einigermaßen erleichtert und setzt sich triumphierend auf das schwer erworbene Möbel.

Gästen, die die Ottomane bewundern, erzählt sie, leicht in aus dem Handgelenk gewissermaßen: ich habe sie spottbillig gekauft, 350 Mark, die Kupfersprungfedern allein sind das Geld wert. Doch da spricht sie die Unwahrheit; denn die Preise sind inzwischen schon wieder gestiegen.

Schrifttum

Der Beglückungsliterat

Der bekannte Essayist Otto Norbert sitzt gerade über eine großen Essay „Das Prinzip der Beglückung als Welterlösung“. Nun ja, „Der neue Aufschwung“ wird ihn bringen, aber er zahlt schlecht, leider, denkt Otto Norbert, indes seine geschätzte Feder übers Papier kriecht.

„Wir müssen unbedingt und immer gespannt sein von einem Willen zur Beglückung. Wir müssen innerlich leuchten, Träger einer Radium-Energie, die Glück und Liebe ausstrahlt. Glück — wie bescheiden ist das: es beginnt damit, daß wir das Leid aller Kreatur, wer sie auch sei, nach Kräften vermindern, Liebe — wie bescheiden ist das: sie beginnt beim Gefühl für die Kreatur unserer engsten Umwelt, bei kleinster Hilfe für alles Lebende. Nur so, aus unscheinbarster Handlung unserer stets wachen Güte, aus dem Training unserer Seele, bis sie nicht anders kann als gut sein, reift Welterlösung...“

Nicht übel, denkt Otto Norbert, und macht eine kleine Pause; dann surrt die Feder wieder übers Papier.

Aber noch etwas anderes summt und surrt im Zimmer; viel lebendiger als die Literatensfeder. Wie ein stummer Schrei ist dieses dumpfe Surren und Flügel schlagen, langgedehnt, klagend, entsetzlich, markerschütternd.

Ein schillerndes, zariflügeliges Insekt hatte das Unglück, durchs offene Fenster in diese Literatensstube gebracht. Und wie es hineinschwirrte, plumps, flog es mit alle Wucht gegen eine Fliegenläuse. Da klebt es nun fest in fürchterlicher Angst, begraßt nicht, was plötzlich mit ihm geschehen ist und zerrt an seinen klebrigen Fesseln.

Man stelle sich den Wechsel des Schicksals vor: aus der lauen Freiheit der Sommernacht in die Gefangenschaft der tödlichen Fliegenläuse.

Der Körper des Insekts ist ein einziger Qualschrei. Jetzt ist es ihm gelungen, sich halb los zu ragen, da aber erfaßt der erste Giftkeim einen vibrierenden Flügel, jetzt, den anderen, verzweifelt Flattern, eine halbe Drehung, und die Kreatur hängt wie gekreuzigt mit dem Rücken auf der Leimtüte. Otto Norbert wagt einen ärgerlichen Blick auf das kläglich surrende Tier. Er hört die schneidende Todesklage, das Anschwellen des summenden Schreies aus letzter Kraft, das loise Verröcheln. Er steht nicht auf und befreit das Geschöpf oder tötet es. Er schreibt und schreibt... über Beglückung... Güte... Erlösung.

Die Feder surrt um die Wette mit dem surrenden Ton unsäglicher Qual.

Gegen Mitternacht erhebt sich Otto Norbert bestrebt und begibt sich zur Ruhe. Der Essay „Das Prinzip der Beglückung als Welterlösung“ ist fertig. Und die Kreatur Gottes, von deren Glück er handelt, ist unter tausend Schmerzen verreckt. H. N.

Goethe als Kinderfreund

Goethe, der selbst eine sonnige Kindheit verlebte hatte, hielt es bis zu seinem Tode mit der heranwachsenden Jugend. Das geht unter andern aus folgender Aeußerung hervor: „Meine Hauptlehre“, sagte Goethe, „ist diese: Der Vater Sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe und die Polizei störe die Freude nicht!“ Die letzten Worte beziehen sich auf die Kinderfreude, die Goethe von niemandem beeinträchtigt sehen wollte. In diesem Sinne äußerte er noch vier Jahre vor seinem Tod zu Eckermann: „Als neulich der Schnee lag und meine kleinen Nachbarkinder ihre Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener da, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt, und sie vor den Türen mit ihresgleichen gern ein Spielchen machen möchten, seh ich sie immer gewert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgendeines polizeilichen Wächters. Es darf kein Dube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zuvorbieten. Es zielt bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen, und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, sodas nichts übrig bleibt, als der Phylister!“ Diese Worte erscheinen uns noch heute beherzigenswert. Jetzt, da die Frühlingssonne sie wieder ins Freie lockt, möge auch unsern Kindern vergönnt sein, möglichst unbehindert sich zu tummeln und gegenseitig ihre Kräfte zu messen. Dann wird auch ihnen das Glück, das in dem Zauberwort persönlicher Freiheit liegt, möglichst früh zum Bewußtsein kommen!

Frühling und Herbst

Als der Frühling einzog, weißt Du es noch?

Wir standen auf hohen Bergen,
Sahen bewundernd h.nab in's Tal,
Und jubelten laut mit den Bergen.

Wir freuten uns der Blütenpracht
Beim Wandern so frei und frohlich,
Denn ach... es war ja der erste Song
In unserer Liebe so selig.

Wir lebten mit ihm, wir liebten mit ihm,
So... wie's der Liebe gebühret,
Und oft auch lagen wir Mund an Mund,
Wenn das heiße Blut uns verführte.

Und ach, so manche Sommernacht,
Wir verträumten die seligsten Stunden,
O Frühling, du hatte's uns angetan,
Du hattest uns fest verbunden.

Nun stehen wir wieder Hand in Hand,
Und die Augen von Tränen verbleiert.
Der Sommer scheidet, er sagt, lebt wohl,
Habt lange genug mich geseiert.

Und ach, mein Verze, es pocht so rasch,
Mir ist's als wolltest Du scheiden.
Und ich glaube es fast, man sagt ja so,
Auf Jacuben folgen die Leiden.

So ziehe denn hin, mit Sommers Pracht,
Nimm die letzte Rose als Gabe,
Und kehrt über's Jahr du wieder zurück,
Beg' weg sie auf mein Grab.

E. Gürtler, Dausenau.

Umgang mit Menschen

Nicht von Krigge

× Warum nimmt man den Hut ab? Darüber haben sich ernsthafte Männer schon den Kopf zerbrochen, aber sie sind sich über die Bedeutung des Hutabnehmens als Grußsymbol keineswegs ganz klar geworden. „Mit dem Hut in der Hand“ kommen wir „durchs ganze Land.“ In hundert Abstufungen entbieten wir das Hüften und Schwenken der Kopfbedeckung. Immer aber will man durch das Abnehmen des Hutes einem Menschen Achtung oder Aufmerksamkeit erweisen. Nichts ist unhöflicher als lässig an den Hut zu greifen; der Hut muß erst in des Wortes wahrstem Sinne an die Luft gesetzt werden, wenn wir unsere gute Erziehung beweisen wollen. Aus Gründen der Gesundheit, aus Bequemlichkeitsgründen, haben sich allenthalben Saluiervereine gegründet, die das Hutabnehmen bekämpfen oder einschränken wollen, und an seine Stelle ein Anlegen der Finger an die Hutkränze befürworten. Aber all diese Bestrebungen haben bis jetzt herzlich wenig praktisch ausgedirrt. Wir salutieren nicht, wir

ziehen nach wie vor den Hut. Und nachdem jetzt die Millionen von Feldgrauen wieder in ihre zivile Kleidung geschlüpft sind, mußten sie wohl gar umlernen, ihr kurzer, militärischer Gruß hat in der Welt der bürgerlichen Gesellschaft keinen Platz mehr. Es ist auch hier vorbei mit dem Militarismus und man grüßt noch immer durch ein großartiges Schwingen des Hutes. Es bleibt die Frage offen, ob die Höflichkeitform dieses Grüßens nicht eigentlich sinnlos ist. Warum nehmen wir den Hut ab? Ebenso gut könnten wir doch auch in die Hände klatschen, uns an der Nase fassen, oder den Kopf schütteln oder mit den Augen blinzeln, um andern unsere Reverenz zu erweisen. Nun haben aber all diese Formen der Höflichkeit, die heute ganz mechanisch ausgeführt werden und in ihrer tieferen Bedeutung verblaßt sind, eine ethnographisch und soziologisch gut nachweisbare Geschichte, die ihren ursprünglichen Sinn ganz deutlich offenbart. Das Händeschütteln ist eine abgekürzte, bequeme Form der Umarmung, durch die man Zuneigung ausdrückt. Die Verbeugung ein letzter Nachklang der Unterwerfung des Dienenden unter seinen Herrn. So umschließt auch das Hutabnehmen ein tiefes Symbol, drückt ein Zeichen der Hingabe, Verehrung, Demütigung aus. Eine ganze Reihe von Erklärungen beschäftigt sich nun mit dieser Bedeutung des Hutziehens. Man leitet es aus jenen wilden Urzeiten her, da noch Leute nur mit der größten Vorsicht einander nahelamen. Das Entblößen des Kopfes bedeutet in solchen Fällen ein deutliches Kundgeben jeder Absichten. Der Herankommende bot gleichsam dem andern den Kopf zum Pflande dafür, daß er nichts Böses im Schilde führe; er gab sich ganz in seine Hand und bewies dadurch Verehrung und Vertrauen. Eine andere Deutung gibt der große Rechtsgelehrte Ihering in seinem Werke „Zweck im Recht.“ Danach ist das Hutabnehmen eine vereinfachte Verbeugung: „Der Hut vertritt den Kopf, indem er ihm die Mühe erspart, sich zu senken, ein Symbol in zweiter Kompetenz, das im Salutieren des Militärs bis zur dritten Potenz erhoben wird.“ Deshalb müßte man eigentlich beim Lüften der Kopfbedeckung eine Verbeugung machen, wie das ja auch noch vielfach außerdem geschieht. Viel berechtigter erscheint eine Lösung, die das Hutabnehmen mit der alten Sitte des Kurzschneidens von Sklaven in Verbindung bringt. Nur der freie Mann trägt sein volles Haar; der Hörige mußte, um seinen niederen Stand sogleich auch äußerlich anzugeben, die Kopfbedeckung abnehmen, der kahle Kopf verrät dann deutlich seine Knechtschaft. Abnehmen des Hutes war also gleichbedeutend mit der Erklärung der Unterwürfigkeit, der abhängigen Stellung. Als dann die realen Grundbedingungen dieser Sitte schon längst verschwunden waren, blieb das Hutabnehmen doch weiter in Übung, u. daran blieb weiter der Sinn der Knechtersklärung haften, freilich abgeblaßt und bereits ganz und gar unbewußt. Man bezeichnet also mit dem Entblößen des Kopfes nur mitsch die gleiche Höflichkeitform wie mit den in Süddeutschland üblichen Grußworten „Ergebenes Diener!“ Gruß durch Abnehmen des Hutes ist also Avasmus. Er will Höflichkeit bezwecken und bietet ein Echo von Unterwürfigkeit. Er ist unsozial und hat in unserer Gegenwart keinen rechten Platz mehr, keineswegs aber noch Sinn und sitzungsmäßige Bedeutung.

Schwache und starke Gifte

(Schluß.)

In unseren Nahrungsmitteln können sich Stoffe vorfinden, welche unserem Organismus großen Schaden bringen, ja sogar in kleinen Mengen tödlich wirken. Diese stark wirkenden Stoffe nennen wir Gifte. Auch viele unserer Arzneimittel sind starke Gifte, so das Quecksilber-Sublimat, Arsenik, Zinn und die Blausäure. Als Arzneimittel werden sie natürlich nur in so kleinen Gaben verordnet, daß sie nur die Reaktion ausregen oder herabstimmen und so beruhigend wirken. Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß die meisten Menschen eine große Angst vor den starken Giften haben und dennoch oft mit großem Leichtsinne Gifte ihrem Magen zuführen, wie das Kafe- und Wurstgift. Gerade in der heutigen Zeit muß man sich vor dem Genuß schlechten Käses und verdorbener Wurst hüten. Allzu verdorbenen Speisen sind mehr zu fürchten, als die wirklichen, reinen Gifte. Daß bei vielen Menschen eine übertriebene Furcht vor den starken Giften herrscht, daran sind die Roman- und Theaterdichter schuld. In vielen Dramen, Mär-

Vorfürungen und Erzählungen sterben die Helden oder Heldinnen, indem sie eine vergiftete Blume an die Lippen führen, oder indem sie einen mit Gift getränkten Brief öffnen. Die Wissenschaft aber lehrt daß es niemals ein Gift gegeben hat, welches so sicher und schnell tötet, wie die betreffenden Dichter es angegeben haben. Gewiß gibt es Gifte, die im gasförmigen Zustande höchst gefährlich wirken, aber es ist vollkommen unmöglich, sie einem Menschen heimlich und unbemerkt einatmen zu lassen. Das gefährlichste dieser Gifte ist die Blausäure, aber dieses sehr starke Gift hat erstens einen so starken Geruch nach bitteren Mandeln, daß man es schon auf hundert Schritt weit riecht, zweitens hat es eine so große Flüchtigkeit, daß es auf Blumen oder in Briefen gar nicht befördert werden kann. Es wäre nach wenigen Minuten schon vollständig verdunstet und unschädlich geworden. Wenn es einem Giftmischer gelänge, seinem Opfer das Blausäuregas im statu nascendi, also im Augenblick seines Entstehens, unter die Nase zu halten, dann würde er seinen schlimmen Zweck wohl erreichen. Es ist vielfach die irrige Ansicht verbreitet, daß man im Altertum und Mittelalter mehr Gifte gekannt habe als heute. Das Gegenteil ist der Fall. Wohl gab es früher mehr Giftmischer als heute, aber man kannte weit weniger Gifte und nur der niedrige Stand der Wissenschaften machte es in früheren Jahrhunderten möglich, daß die Giftmörder jahrzehntelang ihr furchtbares Treiben unentdeckt fortsetzen konnten. Das ist besonders dadurch erklärlich, daß zwei der stärksten Gifte, nämlich Arsenik und Quecksilbersublimat, schon um das Jahr 800 nach Christi bekannt waren, während man dagegen ihr Vorhandensein im tierischen Organismus nicht nachweisen konnte. Unterstützt wurden die Giftmischer noch durch den Umstand, daß sowohl Arsenik wie Sublimat ganz ohne Geruch und fast ganz geschmacklos sind, und daß schon ganz kleine Gaben genügen, um den Tod eines Menschen schnell herbeizuführen.

Andere starke Gifte, wie Atropin, Morphinum und Strychnin, haben selbst in winzigen Mengen einen so bitteren Geschmack, daß man dieselben in tödlichen Gaben dem Menschen gegen Wissen und Willen nicht eingeben kann.

Dank dem hohen Stand der heutigen Chemie kann man jetzt jedes Gift mit Leichtigkeit und Sicherheit im menschlichen Körper nachweisen, namentlich aber Arsenik und Sublimat.

Außer der Blausäure wirkt auch Arsenik im gasförmigen Zustande giftig, aber nicht so plötzlich wie die erstere, sondern nur langsam, sodaß ein Mensch schon monatelang mit Arsenikdämpfen verunreinigte Luft einatmen kann, bevor er daran stirbt. Auf solche Weise entstehen die chronischen Vergiftungen, die nur durch den Arzt geheilt werden können.

Anders liegt der Fall bei den akuten Vergiftungsfällen, bei denen oft der Laie helfend eingreifen muß, weil es zu spät sein könnte, bis der Arzt eingetroffen ist.

Manche Gifte wie Bella Donna, Fingerhut und die Narkotika haben ihre eigentümlichen Symptome. Nach ihrer Wirkung auf den menschlichen Körper werden die Gifte eingeteilt in

1. irritierende (reizende), welche Entzündungen und Reizung an der Berührungsstelle hervorzurufen, wie Arsenik, Kupfer und Blei;
2. Nervengifte, welche das Nervensystem entweder wohnatürlich erregen oder lähmen, wie Opium, Morphinum, Chloroform und das Kohlenoxyd im Leuchtgas;
3. Septische, blutzersehende Gifte, wie Schlangengift, Fleisch-, Fisch-, Käse- und Leichengift.

Jeder akute Vergiftungsfall verlangt zwei nächste Arten von Hilfe, erstens ein Brechmittel, um den Magen so schnell wie möglich zu entleeren, und dann einhüllende Substanzen in reichlicher Menge, die verschluckt werden müssen, um so die Berührung des Giftes mit den Schleimhäuten zu beschränken. Das geschieht durch die beiden allgemeinen Hilfsmittel Milch und Del, die man sofort in großen Mengen trinken lassen muß. Milch kann man trinken lassen, soviel man vermag und ohne Unterbrechung, wenn auch Erbrechen eintritt, was immer günstig ist. Del, gleichviel welches, gibt man gleich eine Tasse voll und zwar alle fünf bis zehn Minuten eine. Hat man in dieser teuren Zeit weder Milch noch Del, so gebe man warmes Wasser. Hiermit fährt man fort, bis der Arzt eintrifft, der unter allen Umständen stets gleich zu holen ist.

Die Erziehung zur Gesundheit

Von Stadtkrzt Dr. Fürstenheim, Frankfurt a. M.

Die bevorstehende Umgestaltung der Lehrerbildung wird manchen Ballast beseitigen, um für wertvolle Bildungsgüter Raum zu schaffen, die in der bisherigen Lehrerbildung zu kurz gekommen sind. Hierher gehört die Durchbildung der künftigen Jugend- und Volkserzieher mit den lebendigen und praktisch so überaus wertvollen Erziehungswissenschaften der neueren Gesundheits- und Krankheitswissenschaft.

Der Lehrer sollte mit den Wachstums- und Entwicklungsverhältnissen der Kinder wenigstens den Grundzügen nach vertraut sein, er sollte über die Infektionskrankheiten des Kindesalters und vor allem über deren Anfangsercheinungen Bescheid wissen, ebenso aber auch über die Lehre von der rechten u. falschen Körperhaltung! Die mit der geschlechtlichen Entwicklung der Kinder verbundenen Gefahren, die Sinnes- und Sprachfehler der Kinder, sollten nach ihren körperlichen Grundlagen auch dem Lehrer gesunder Kinder nicht fremd sein. Vor allem aber das Grenzgebiet zur ärztlichen Seelenkunde, und zur Seelenheilkunde, die Med. copädagogik, die Lehre von den Intelligenzstörungen und den krankhaften Charakteranlagen, den wichtigsten Nervenerkrankheiten der Kinder, müßte schon dem werdenden Lehrer nahe gebracht werden und würde auch bei ihm schon Anteilnahme finden, während eine vertiefte Einführung besonderen Ausbildungseinrichtungen für die künftigen „Heilpädagogen“ vorbehalten bleiben müßte.

Schon dieser Ueberblick zeigt, daß sich an der gesundheitlichen Unterweisung, des Lehrenachwuchses keineswegs bloß beamtete Aerzte, Stadtkrzt, Stadtschulkrzte, sondern vielmehr auch praktische Aerzte und Fachkrzte aller Art beteiligen sollten, soweit sie zu solcher Tätigkeit irgend Neigung und Eignung haben. Werden doch an den künftigen „pädagogischen Instituten“, wenn diese auch den Unberufenen angegliedert werden, den praktischen Aufgaben des Lehrerbildung entsprechend keineswegs bloß Professoren und Theoretiker, sondern auch erfahrene Praktiker wirken. Den beamteten Aerzten dürfte in erster Linie die Aufgabe zufallen, bei der Einrichtung des Lehrplans und der Zusammenstellung des Lehrkörpers für solchen „Gesundheitsunterricht“ tätig zu sein und die in Betracht kommenden Volk- und Fachkrzte zu Einzelvorlesungen, Vorlesungsreihen und seminaristischen Kursen heranzuziehen.

Es soll nicht gesagt sein, daß heute die hygienische Unterweisung im Bildungsgang der Lehrer völlig fehle; aber der Geist und die Methode muß eine andere werden, die Kompendienwirtschaft muß aufhören! — Wenn schon der werdende Lehrer Gelegenheit hat, Gesundheits- und Krankheitsfragen mit erfahrenen Praktikern durchzusprechen, dann wird er besser als durch bloßes Bücherstudium und problemfreie, unerlaubt vereinfachende „Lernzweckweise“ die Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens und die Schwierigkeit seiner Beurteilung erkennen, die „Allzugewissenheit“ und „Besserwissenerei“, das Zeichen der Halb- und Unbildung, wird vermieden und das Bedürfnis der Arbeit mit dem Arzte in der Praxis des Schulbetriebes wird wachsen. Aber auch der Fehler allzugroßer Neugierlichkeit und Gesundheitshuberei wird sich so am sichersten vermeiden lassen berührt er gerade doch vielfach auf unzulänglicher hygienischer Durchbildung.

Nicht Verwechslung, sondern Meisterung des Körpers muß von vornherein das Ziel der gesundheitlichen Unterweisung sein! Aber der Weg zu diesem Ziel geht über die Kenntnis von Bau und Leben des Körpers, der Grundlage unseres Seelenlebens und dem Grundstoff, aus dem sich der Geist formt schützendes und tragendes Haus erbaut. Gerade diese enge Wechselwirkung zwischen körperlichem und seelischem Leben, ihre gegenseitige Abhängigkeit, wie sie sich der vorurteilsfreien Beobachtung immer wieder von neuem aufdrängt, muß dazu führen, in Zukunft mehr noch als bisher die körperliche Seite der Erziehungsaufgabe zu betonen, auch ohne daß der Zwang des militärischen Dienstjahres dahinter steht. Es gilt die natürliche Gabe der Gesundheit zu einem hochwertigen Kulturgut zu veredeln; und die Ärzteschaft sei den einwirkfähigen werdenden Lehrern Führerin in dieser Beziehung zur Gesundheit!

Mein neuerer Frauensport

Ansatz zum Wettkampf für das Bettmachen!

Von Ilse Reide.

Was ist Sport? — Freude an der Leistung des eigenen Körpers, Freude an der Natur, an Geselligkeit, am Wettkampf. Dieser vierte Punkt, die Freude am Wettkampf, entspringt nun einmal der angeborenen, nicht wegzuleugnenden, noch abzutödenden kognitiven Neigung des Menschen. In höheren Kulturformen, so scheint mir, gerade Sport und Sportwettkämpfe, wie die großen internationalen Turniere — dazu da, die kriegerischen Instinkte auszulösen und durch Befriedigung unschädlich zu machen. Hier liegt die große kulturelle und psychologische Bedeutung des Sports für die Entwicklung der Menschheit. Aber nicht davon soll heute die Rede sein, auch nicht vom Sport als Freude an der Geselligkeit — wie sie z. B. das Tennisspiel oder das Rodeln mit sich bringen — nicht vom Sport als Freude an der Natur — wie sie einsame Schneeschuhwanderung oder Rudersahrt auslösen; sondern vom Sport als Freude an der Leistung des eigenen Körpers sollen hier ein paar Worte gesagt sein. Vorher möchte ich allerdings bemerken, daß ich vom gewöhnlichen Sterblichen und kultivierten Menschen rede, dem sein Sport immer eines dieser vier Dinge oder eine ihrer Vereinigungen, jedenfalls immer ein schönes Mittel zu einem schönen Zweck bedeutet — für den Sportsfachmann freilich dürfte im Gegensatz zum Sportliebhaber, dieser Gedankengang größtenteils leerenhaft sein, denn ihm ist natürlich Sport fast ausschließlich Lebensinhalt und stummer, ausschließlicher Selbstzweck.

Also: Sport der Freude am eigenen Körper. Das heißt: Freude an der Zweckmäßigkeit jeder Bewegung bei ihrer größtmöglichen Knappheit und Schnelligkeit. Stellen wir uns einen Rückhandschlag beim Tennis vor: diese drei Eigenschaften der Bewegung machen ihre Vollendung aus, ganz allgemein faßt die deutsche Sprache sie zusammen in dem Wort: Gewandtheit. Einen gewandten, geübten Körper zu haben ist eine Forderung der Gesundheit wie der Schönheit. Nicht allein der übliche Sport aber ist das Mittel dazu. Ich gebe meine Erfahrung zum Besten:

Draußen im Garten liegen gefällte Eichen. Ich schleppe mit der einen edlen Seele Säcchod und Bogenzüge dorthin. Nun werden eichenständig die Eichenstämme zerlegt. Tisch-ratsch, Tisch-ratsch geht die Bogenzüge zwischen den zwei Menschen hin und her, bis nach kurzer Jagdmorgens. Drehung am Schluß der Stamm durchschneiden ist. Bald hat man die Technik heraus. Es ist wie beim Schiebgeschäft: die Säge darf nur ganz lose ohne Druck hin und her geschoben werden; es kostet weder Mühe noch Anstrengung, sofern man nur beim Anfang ganz locker ansetzt. Keinen Nachdruck merken lassen! Dann flucht das Geschäft! Man aber das Holz haken. Eine Viertelstunde lang voll aufmerkamer Beobachtung geht es schief. Dona ist Sport: Klöben nicht in die Mitte des Säcchods, Ausscholen, in die Mitte zielen, Einhauen. Bums! Die Art sitzt fest im Klöben, Ausscholen, tüchtig niederknurren auf den Boden, hach! Klöben ist in zwei Schritte. Den Scheit auf die Schnittseite legen, wieder Einhauen, Ausscholen. Waderschlagen, Krach. Den Scheit etwa aufrecht stellen zu wollen ist blutiger Dilettantismus, der in die Finger geht. Muscher tun das. Nun hat ich im Rhythmus des Wlanschen Liedes: „Siegfried den Hammer wohl schwingen kunn, Er schlug den Ambos in den Grund“ und so weiter. Ist Holz haken nicht sogar eine königliche Beschäftigung? Ein schöner Hausen Holz ist die Vormittagsleistung. Selbstverständlich, daß sie am Nachmittag den Angestelltenvergeiz erfolgreich nach sich zieht.

Am Nachmittag des nächsten Tages erscheint eine Fuhre mit zwanzig Zentnern Steinrückhohle. Sie donnern nieder auf den Hof, ein schwarzer Riesenberg jeden Weg versperrend. Entschluß: ich und die beiden Berlen ergreifen jeder einen Müll- oder Aufwalsamer. Einer in den Kohlenberg stoßen, hochschwingen, fünf Schritt bis zum Stall, prasselnd den erhobenen Eimer in den Stall ausleeren. Der Fakt der drei Menschen — damit man sich nicht auf die Faden tritt oder wartend steht — ist bald ausprobiert. Jede Bewegung Zweckmäßigkeit bei äußerster Knappheit und Schnelligkeit — siehe Rückhandschlag. Natürlich hat mein Sportseifer nach der Uhr gesehen; in fünfundzwanzig Minuten von drei

Frauensportlerinnen zwanzig Zentner Rückhohle mit Eimern in den Stall geschafft — wer macht's nach?

Muß ich wirklich noch von der forschen Systematik der Bewegungen beim Bettmachen, Windespülen, Aufräumen, Kinderanziehen, Tischdecken erzählen? — Es sei stattdessen nur das bewundernde Kompliment voran, das mir — bei einer solchen Tätigkeit — eine Schauspielerin, also ein Mensch, der sich auf die Beobachtung der Bewegung versteht, neulich zugerufen hat: „Donnerwetter — Sie können tout nierte Bewegungen machen, wie ein Dienstmädchen!“ Ich empfand das Kompliment als so schmeichelhaft, wie es gemeint war.

Wem liegt nicht um der Schönheit und Gesundheit willen an der Gewandtheit und Geübtheit seines Körpers? — Wer hat heute viel Geld oder Zeit oder Gelegenheit zum Sport? — Wem ist nicht das morgendliche Turnen schon fürchterlich langweilig geworden? — Eine Herrin sagte mir einmal: „Turnen? Ru ödel! — Ich pube, schweue, wische, räume mein Schlafzimmer von oben bis unten stattdessen, möglichst im Cosakostüm beim offenen Fenster“. In der heutzutage Zeit der Hausangestelltenmüte fiel mir das wieder ein. — Laßt uns den Sport in mancher Hausarbeit entdecken! Dazu gehört, wie bei jedem Sport, die Gegenwart der Uhr, das heißt, das Training auf Schnelligkeit, gehört die bewußte Beobachtung fremder und eigener Bewegungen, das Abgucken fremder Tricks und Planmäßigkeit jeder Bewegung. Welch systematischen Ordnungssinn im Haushalt bringt übrigens das alles mit sich! Und wenn die anderen Eigenschaften des Sports: Freude an der Natur der Geselligkeit, am Wettkampf hier ausgeschaltet sind, so tritt bei diesem Ersahsport eine andere dafür ein: Freude am sichtbaren, vollendeten Werk der Hände. — Wann gibt's den ersten öffentlichen Wettkampf für das Bettmachen?

Entlassen

Von Hans Brand.

Man sollte es nicht für möglich halten und doch ist dem so: es werden weit mehr Menschen wegen zu großer Tüchtigkeit, als wegen zu großer Untüchtigkeit entlassen. Zum Wesen eines Vorgesetzten gehört es nun einmal, daß er seinem Untergebenen, wenn auch in der verfeinertsten Form, Gehorsam abverlangt. Jemandwo und irgendwie ist diese immer am Pfod der Gehorsamkeit angebunden, so daß jeder Untergebene dem Zülein gleicht, das zwar die unbeschränkte Freiheit hat, überall in dem Kreise zu grasen, welcher ihm durch die Länge des Strickes an seinem Halbe zugemessen ist, nur nicht — und stände dort das saftigste Gras unmittelbar vor seiner Nase — nur nicht ein Schrittchen weiter außerhalb dieses Kreises. Nun hat aber der Untüchtige allzeit besser als der Tüchtige verstanden, sich und der Welt seine begrenzte Freiheit als unbegrenzt einzurufen und Angerwiese nicht an dem Bis-hierher-Strick zu zerran. Was Wunder also, daß der Untüchtige in der Regel seinen Vorgesetzten nicht nur williger sondern begabter als der Tüchtige erschienen ist, der Grenzen, hingewiesen von seiner Kraft, nicht achtet. Nirgends ist diese unnatürliche Umkehrung so oft sichtbar geworden wie in der kleinen Welt des Theaters, in der sich alle Dinge der großen Welt fragenhaft verzerran, und in der Welt des Theaters wiederum nirgends so schreierisch wie an der Wiener Hofburg, diesem theaterhaftesten aller Theater. Hier hat denn auch einer der Tüchtigsten seines Standes ein Ruden an dem Untergebenheitsstrick mit seinem Leben bezahlen müssen.

Als nämlich Joseph Schreyvogel, dem Titel nach als Hofsekretär, dem Amte nach als Dramaturg, dem Geiste nach als schöpferische Kraft, so an die achtzehn Jahre das Wiener Burgtheater geleitet hatte, bekam er wieder einmal einen neuen Vorgesetzten. Dieser, ein Graf Czernin, konnte weiter keinen Zusammenhang mit der Kunst nachweisen, als daß er in seinem einundzwanzigsten Jahre ein Bündchen miserabler Liebesgedichte auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Denn die Beziehungen, welche er nach und nach zu einer Reihe von Bühnendarstellern unterhalten hatte, setzten eine andere als die künstlerische Potenz voraus. Dennoch begnügte der neue Intendant sich nicht, wie seine Vorgänger, damit, in die Theaterkassette einzusteigen und Schreyvogel, der den Weg mit all seinen Hindernissen und

Abschweifigkeiten, mit all seinen Arrangements und Schlüpfrigkeiten auf's Genaueste kannte, wie bisher weiterfahren zu lassen. Nicht einmal daran tat er sich genug, daß er ihm sowohl die Ziele als auch die Zeit und Stunde, wann sie zu erreichen wären, generalmäßig bestimmte. Vielmehr fiel er ihm, anmaßend und unverständig wie er war, in einem fort in die Füße. Eines Tages, als der gräfliche Intendant durch die Verwerfung einer Anordnung Schreyvogels eine besonders große Dummheit machen wollte, sagte dieser — ohne alle Erregung, aber mit jener Bestimmtheit, zu welcher ihm sein besseres Wissen ein Recht gab: „Davon verstehen sie nichts, Erzellenz.“

Joseph Schreyvogel hatte nichts als die Wahrheit gesagt. Aber dieses eine wahre Sätzchen löste, wie ein unvorsichtig geworfenes Steinchen die Lavine, die Schicksalsballung aus, welche ihn erschlug. Noch am selben Tage, an dem Schreyvogel sich gegen die Subordination vergangen hatte, schickte ihm Intendant Graf Czernin einen weiteren Hofbeamten, der ihm das k. k. Reskript vorlas, durch welches er seines Postens enthoben und aus seinem Amte entlassen wurde. Auf der Stelle sollte er seine sämtlichen Amtsgeschäfte seinem bisherigen Untergebenen, dem neuernannten Hofsekretär K., übermachen. Schreyvogel, mehr durch das, wie man an ihm handelte, als durch das, was man ihm antat, erschüttert, sagte einmal über das andere: Ja — — ja — — ja — —! Aber er vermochte nichts zu tun, was dieses Ja milderte. Als sein Nachfolger, der, seit er dem Hofbeamten das Reskript, welches seine Rangaufhebung enthielt, aus der Hand genommen hatte, um mindestens zehn Zoll körperlich gewachsen schien, Schreyvogel wegen der Amtsübergabe bedrängte, bat dieser sich Frist bis zum nächsten Morgen aus. Da sie ihm abgeschlagen wurde, legte Schreyvogel mit zitternder Hand die Schlüssel stumm in die hingehaltene Luke seines Nachfolgers und ging wie ein abgewiesener Supplikant aus dem Bureau hinaus, in dem er als allmächtiger Herrscher in seinem Reich Hunderte von Supplikanten empfangen hatte.

Stufe um Stufe tappte Joseph Schreyvogel die hohe Freitreppe hinunter, die er tagaus, tagein hinaufgeschritten war, oft im Arbeitseifer eilenden Schrittes zwei, drei Stufen überspringend. Auf jeder meinte er, daß bis zur nächsten seine Kraft nicht ausreiche. Dennoch trugen ihn seine Füße ins Freie. Als ihm der Regen — es war an einem jener Herbsttage, deren Kälte einem noch der vorausgegangenen Wärme doppelt heftig anfällt — ins Gesicht schlug, gewahrte Schreyvogel, daß er ohne Hut und ohne Mantel gegangen war. Er stapfte also, Stufe um Stufe, die Treppe wieder hinauf. Als er die Tür zu seinem Arbeitszimmer, gewohnterweise ohne anzuklopfen, öffnete, sah sein Nachfolger bereits auf seinem Amtsessel. Und nachdem er ihm bedeutete, daß künftig er, der frühere Dramaturg Hofsekretär A. Schreyvogel nicht mehr er, der jetzige Dramaturg Hofsekretär K., beim Eintritt in dieses Zimmer anzuklopfen habe, er K., indessen Schreyvogel das diesmalige Versehen, nicht anzuklopfen, gern seinem eigentlichen Schmerz zugut halten wollte, entspann sich zwischen den beiden das nachfolgende, wörtlich überlieferte Gespräch:

K.: Was wünschen Sie, Herr Schreyvogel.

Schreyvogel: Meinen Schirm und Ueberzieher.

K.: Die sollen Ihnen nachgeschickt werden, wenn sie sich finden sollten.

Schreyvogel: Drüben in der Ecke sind sie.

K.: Das kann ich glauben oder nicht.

Schreyvogel: Fragen Sie den Diener. Ich werde mich auf den Tod erkälten.

K.: Daran liegt uns nichts.

Ohne Hut und ohne Ueberzieher wankte Joseph Schreyvogel durch den strömenden Regen heim. Nach zwei Tagen war er krank. Nach zwei Monaten war er tot.

Humor

Sehr wahrscheinlich

In einem schwerkranken Patienten wird am Sonntag der Arzt geholt, der auch kommt. Der Patient, über das Erscheinen sichtlich erfreut, ruft aus: „Herr Doktor, daß Sie sogar am Sonntag zu mir gekommen sind, das rechne ich Ihnen sehr hoch an.“ „Am“ erwiderte lakonisch der Arzt, „ich Ihnen auch.“